

Egbert Klautke, UCL School of Slavonic and East European Studies

Auf den Spuren des Sonderwegs. Zur Westorientierung der deutschen Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik

Die Auseinandersetzung um das Vermächtnis der nationalsozialistischen „Volksgeschichte“, die ihren Höhepunkt auf dem Frankfurter Historikertag 1998 erreichte, stellte die Kontinuitäten innerhalb der westdeutschen Geschichtswissenschaft über das Jahr 1945 hinaus in den Vordergrund. Im Zentrum der Debatte standen Werner Conze und Theodor Schieder, die zu den Gründungsvätern der Sozialgeschichte in der Bundesrepublik gehörten. Beide hatten sich in den dreißiger und vierziger Jahren als „volksgeschichtliche“ Nachwuchskräfte qualifiziert, waren der NSDAP beigetreten und hatten dem nationalsozialistischen Regime zugearbeitet. Deswegen wurden sie von Götz Aly und Susanne Heim zu den „Vordenkern der Vernichtung“ gerechnet, da sie zumindest mittelbar, als intellektuelle Berater, an der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik beteiligt gewesen seien. Die bundesdeutsche Sozialgeschichte, deren Selbstverständnis auf der Überwindung nationalsozialistischer Traditionen beruht, habe selbst „braune Wurzeln“, so die Kritiker.¹

¹ Die Diskussionen des Frankfurter Historikertags sind dokumentiert in Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 1999; siehe weiterhin Peter Schöttler (Hrsg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945*, Frankfurt a. M. 1997; Willi Oberkrome, *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945*, Göttingen 1993 (Kritische Studien zur

Diese Vorwürfe zielten eigentlich auf die Schüler von Conze und Schieder, zu denen einige der prominentesten Historiker der Bundesrepublik zählen, unter anderen Jürgen Kocka und Hans-Ulrich Wehler als Vertreter „Bielefelder Schule“, die Brüder Hans und Wolfgang J. Mommsen oder Heinrich August Winkler. Sie etablierten in den sechziger und siebziger Jahren als Vertreter der nachwachsenden Historikergeneration das Forschungsprogramm einer Modernen Sozialgeschichte oder Historischen Sozialwissenschaft und konnten sich seit den siebziger Jahren eine Deutungshoheit innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft sichern, wie spätestens der „Historikerstreit“ von 1986/87 zeigte. Während so im Streit um die Volksgeschichte die Kontinuitäten zwischen der NS-Zeit und der Bundesrepublik in den Vordergrund gerückt wurden und der Schülergeneration von Conze und Schieder vorgehalten wurde, ausgerechnet die Geschichte ihres eigenen Faches nicht kritisch aufgearbeitet zu haben, geriet die Debatte um den „deutschen Sonderweg“, die die historische Zunft in den siebziger und achtziger Jahren polarisierte, zunehmend in Vergessenheit. Die wesentlichen Unterschiede zwischen der zur Sozial- oder Strukturgeschichte umbenannten Volksgeschichte der Conze-Schule und der „Historischen Sozialwissenschaft“, auf denen deren Protagonisten hinwiesen, gerieten so aus dem Blickfeld.²

Geschichtswissenschaft 101); Götz Aly/Susanne Heim, Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung, Frankfurt a. M. 1997, S. 102 f., Götz Aly, Rückwärtsgewandte Propheten. Bemerkungen in eigener Sache, in: ders., Macht. Geist. Wahn. Kontinuitäten deutschen Denkens, Berlin 1997, S. 153-183.

² Rüdiger Hohls/Konrad Jarausch (Hrsg.), Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus, Stuttgart/München 2000; zu Werner Conze

Im folgenden werden daher Umstände und Rahmenbedingungen skizziert, die zu der Entstehung des Konzepts des „deutschen Sonderwegs“ als Kernstück des methodischen und politisch-gesellschaftlichen Selbstverständnisses der „Historiker der Bundesrepublik“ beitragen.³ Die Ausformulierung, Durchsetzung und Verteidigung der These vom deutschen „Sonderweg“ in den sechziger und siebziger Jahren wird dabei als Teil eines komplexen transatlantischen Kulturtransfers verstanden, durch den die bundesdeutsche „Ideenlandschaft“ seit den sechziger Jahren entscheidend geprägt und transformiert wurde. Das Modell des „deutschen Sonderwegs“ wirkte als ein Medium zur intellektuellen Westbindung der bundesdeutschen Historiker, in

siehe Jin-Sung Chun, *Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit. Die westdeutsche „Strukturgeschichte“ im Spannungsfeld von Modernitätskritik und wissenschaftlicher Innovation 1948-1962*, München 2000; Thomas Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 2001 (Ordnungssysteme 9).

- ³ Paul Nolte, *Die Historiker der Bundesrepublik der Bundesrepublik. Rückblick auf eine lange Generation*, in: *Merkur* 53 (1999), S. 413-432. Zur Diskussion des „deutschen Sonderwegs“ siehe Geoff Eley/David Blackbourn, *The Peculiarities of German History. Bourgeois Society and Politics in Nineteenth-Century Germany*, Oxford/New York 1984; Charles S. Maier, *The Unmasterable Past. History, Holocaust, and German National Identity*. 2. Aufl. Cambridge, Mass./London 1997, bes. S. 100-120; Helga Grebing, *Der „deutsche Sonderweg“ in Europa, 1806-1945*. Stuttgart 1986; Chris Lorenz, *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Köln/Weimar/Wien 1997 (Beiträge zur Geschichtskultur 13), S. 221-230; Thomas Welskopp, *Westbindung auf dem ‚Sonderweg‘*, in: *Die deutsche Sozialgeschichte vom Appendix der Wirtschaftsgeschichte zur Historischen Sozialwissenschaft*, in: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hrsg.), *Geschichtsdiskurs. Bd. 5: Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierungen seit 1945*, Frankfurt a. M. 1999, S. 191-237.

dem sich die bundesdeutschen Historiker mit konservativen Traditionsbeständen auseinandersetzten, um diese gleichzeitig zu überwinden.

Die Vorstellung von einem besonderen „deutschen Weg“ in die Moderne war nach 1945 keineswegs neu, weder in Deutschland noch im Ausland. Die Vertreter der „Historischen Sozialwissenschaft“ knüpften hier an eine Interpretation der neueren deutschen Geschichte an, die seit dem Kaiserreich bis in die fünfziger Jahre unter deutschen Historikern eine Mehrheitsmeinung gebildet hatte. Die Verbindung von autoritärem Staat und industrieller Modernisierung nach der Reichseinigung erschien darin als eine dem westlichen Parlamentarismus überlegene Antwort auf die Herausforderungen der Moderne und wurde als deutsche Errungenschaft gefeiert und verteidigt. Das Kaiserreich erschien in dieser Sicht als gelungener gesellschaftlicher Kompromiß, der der „Mittellage“ Deutschlands zwischen den parlamentarischen Systemen Frankreichs und Großbritanniens und dem autoritär-feudalem russischen Reich entsprach. In der Weimarer Zeit hatten nur einzelne Außenseiter der Historikerkunft wie Eckhard Kehr, Alfred Vagts, Gustav Mayer oder Hans Rosenberg gegen die grundsätzlich positive Darstellung des deutschen Kaiserreichs opponiert, die nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg und im „Kampf gegen Versailles“ noch an Schärfe gewonnen hatte.⁴

Die kritische Sicht des deutschen „Sonderwegs“, die seit Mitte der sechziger Jahre entwickelt wurde, hatte mit diesen älteren Vorstellungen eines „deutschen Wegs“ mehr gemein, als dessen Protagonisten vorgaben: Die

Annahme eines grundsätzlichen – wirtschaftlichen, politischen, mentalen – Unterschieds zwischen dem deutschen Reich und den „westlichen Demokratien“ wurde beibehalten, nun allerdings, übersetzt in einen sozialwissenschaftlichen Jargon, in eine Verfallsgeschichte umgedeutet. Neu war die kritische Bewertung des „deutschen Sonderwegs“. Die „Abweichung“ Deutschlands von der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung des Westens wurde nun als das Zentralproblem der neueren deutschen Geschichte ausgemacht, da sie den „Zivilisationsbruch“ von 1933 erkläre. Das Bismarckreich Reich erschien als „verspätete“ Nation, die dem Problemdruck der beschleunigten Industrialisierung und der gleichzeitigen Nationalstaatsbildung nicht gewachsen war.⁵ Im Gegensatz zu den klassischen westlichen Nationalstaaten habe in Deutschland die gescheiterte bürgerliche Revolution von 1848/49 zu einer fatalen Schwächung des Bürgertums geführt, wodurch vordemokratische Eliten an den politischen Schaltstellen im Kaiserreich verblieben seien. Dadurch hätten sich autoritäre, demokratiefeindliche Denkmuster und Mentalitäten ausbreiten können, die unmittelbar zum Erfolg radikalnationalistischer Parteien und Verbände beigetragen hatten und während der Wirtschaftskrise seit 1929 zum Aufstieg und Erfolg der Nationalsozialisten geführt habe. Die Sonderwegsthese versuchte so, die „deutsche Katastrophe“, also die „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten von 1933, aus den „Fehlentwicklungen“ der deutschen

⁴ Bernd Faulenbach, *Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*. München 1980.

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu erklären. Diese kritische Interpretation des deutschen Kaiserreichs, der durch die Debatte um die deutschen Kriegsziele in den frühen sechziger Jahren der Raum geöffnet worden war, wurde zum Fokus der jüngeren Generation bundesdeutscher Historiker, die sich vehement gegen die Sicht des Dritten Reiches als eines „Betriebsunfalls“ der deutschen Geschichte wandten, wie sie in der unmittelbaren Nachkriegszeit etwa von Gerhard Ritter vertreten wurde. Der Fluchtpunkt der Sonderwegthese war das Jahr 1933: Deutsche Geschichte – spätestens seit der gescheiterten Revolution von 1848 – wurde als Vorgeschichte des Dritten Reichs verstanden. Die „divergence from the West“ Deutschlands wurde als Rückstand und fatale Belastung interpretiert, die es wissenschaftlich aufzuarbeiten und politisch-gesellschaftlich zu überwinden galt.⁶

Die kritische Interpretation der Kontinuitäten der deutschen Geschichte – „von Luther zu Hitler“ – war in Großbritannien, Frankreich und den USA in populärer Form weit verbreitet und wurde Anfang der sechziger Jahre in einer

⁵ Helmuth Plessner, *Die verspätete Nation*. Frankfurt a. M. 1974 [zuerst unter dem Titel: *Das Schicksal des deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche 1935*].

⁶ Es gibt keine eigentliche „Programmschrift“ für die Sonderwegthese, ein locus classicus ist Hans-Ulrich Wehler, *Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918*. 6. Aufl., Göttingen 1988 (Deutsche Geschichte 9). Siehe ders. (Hrsg.), *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, Köln 1966 (Neue Wissenschaftliche Bibliothek 10); ders., *Geschichte als Historische Sozialwissenschaft*, Frankfurt a. M. 1973; Jürgen Kocka, *Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme*, 2. Aufl., Göttingen 1986. Auffallend ist, dass der Begriff „Sonderweg“ erst seit der Debatte mit Eley und Blackbourn in den Vordergrund gerückt ist und programmatisch verwendet wird.

Reihe von ideengeschichtlichen Studien systematisch verfolgt und verfeinert. Die Arbeiten von Leonard Krieger, Hans Kohn, Fritz Stern oder George Mosse teilten wesentliche Grundannahmen mit späteren Studien der deutschen Sozialhistoriker. Sie wirkten allerdings nicht prägend auf deren kritische These vom deutschen Sonderweg, da sie methodisch konventionell gearbeitet waren: Kohn, Krieger oder Stern betrieben jene Art von traditioneller Geistesgeschichte, die den methodisch-theoretischen Grundüberzeugungen der Sonderwegshistoriker widersprach, in deren Zentrum die strikte Ablehnung des „Historismus“ stand. Der Historismus wurde als Teil des „deutschen Problems“ angesehen, das die Historische Sozialwissenschaft lösen sollte. Sie sollte Geschichtswissenschaft „jenseits des Historismus“ ermöglichen und die konventionellen Felder der Diplomatie- und Ideengeschichte, die die Grundpfeiler der traditionellen Geschichtswissenschaft bildeten, überwinden. An die Stelle von Intuition, „Verstehen“ und der Analyse dessen, was „Personen gegenseitig intendieren“ (Habermas), sollte die an den systematischen Sozialwissenschaften orientierte Erklärung historischer Prozesse und Strukturen mithilfe des kontrollierten Einsatzes von „Theorien mittlerer Reichweite“ (Merton) treten. Allenfalls bei Studien zur Geschichte der Geschichtswissenschaft gingen die Sozialhistoriker „traditionell“ vor und knüpften direkt an ideengeschichtliche Studien aus den Vereinigten Staaten an, insbesondere an die Arbeiten von Georg Iggers.⁷

⁷ Georg Iggers, Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart. Erw. Ausgabe Wien/Köln/Weimar 1997 [1968]; Leonard Krieger, The German Idea of Freedom, Boston 1957; Hans Kohn, The German Mind, New York 1960; George L. Mosse, The

Die „kritische Sicht“ des „Sonderwegs“ wurde zu einem der einflußreichsten Interpretamente der neueren deutschen Geschichtswissenschaft und fand ihrerseits auch in Großbritannien und den USA zahlreiche Anhänger, blieb aber niemals unumstritten. In den siebziger Jahren wurde Wehlers Interpretation des „Kaiserreichs“ als eine der prominentesten Ausformulierungen der Sonderwegsthese von Historikern wie Andreas Hillgruber, Klaus Hildebrand oder Thomas Nipperdey kritisiert, und 1980 richteten sich die britischen Historiker Geoff Eley und David Blackbourne gegen die „neue Orthodoxie“ der Sozialgeschichte und stellten wesentliche Grundannahmen der Sonderwegsthese in Frage. In den achtziger Jahren wurde an der Universität Bielfeld ein Sonderforschungsbereich eingerichtet, der die These von der politischen und gesellschaftlichen Schwäche des deutschen Bürgertums großflächig erforschte, die ursprünglichen Annahmen der Sonderwegsthese aber nicht bestätigen konnte.⁸ Trotz dieser Kritik aus unterschiedlichen

Crisis of German Ideology. Intellectual Origins of the Third Reich. 2. Aufl. New York 1981 [1964]. Fritz Stern, The Politics of Cultural Despair. A Study in the Rise of the Germanic Ideology. Berkely/Los Angeles/London 1974 [1961]; siehe Kenneth D. Barkin, German Emigré Historians in America: The Fifties, Sixties, and Seventies, in: Hartmut Lehmann/James J. Sheehan (Hrsg.), An Interrupted Past. German Speaking Refugee Historians in the United States after 1933, Cambridge/New York 1991, S. 149-169, hier 158 f.; Wolfgang J. Mommsen, Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus, Düsseldorf 1971.

⁸ Siehe etwa Thomas Nipperdey, Wehlers ‚Kaiserreich‘. Eine kritische Auseinandersetzung, in: Geschichte und Gesellschaft 1 (1975), S. 539-560; Klaus Hildebrand, Geschichte oder ‚Gesellschaftsgeschichte‘? Die Notwendigkeit einer politische Geschichtsschreibung von den internationalen Beziehungen, in: HZ 223 (1976), S. 328-357; Peter Lundgreen (Hrsg.), Sozial- und Kulturgeschichte des

historisch-politischen Lagern halten Jürgen Kocka, Hans-Ulrich Wehler oder Heinrich August Winkler an den Grundzügen der Sonderwegsthese fest, obwohl sie den meisten Kritikern zugestehen, valide Punkte und tatsächliche Probleme erkannt zu haben.⁹

Die Bedeutung der These des deutschen Sonderwegs ist daher nur unvollständig zu erfassen, wenn sie lediglich als ein historisches Erklärungsmodell angesehen wird. Sie gehört in gleichem Maße zu den politisch-moralischen Grundüberzeugungen ihrer Protagonisten und ist eng mit deren politischer Sozialisation, mit ihrer Sicht auf die Geschichte der Bundesrepublik und ihrem Verständnis von der politischen Funktion der Geschichtswissenschaft verknüpft. Sie kann daher nicht einfach durch konzeptionelle Überlegungen oder empirische Argumente „widerlegt“ werden. Die These vom deutschen Sonderweg war zugleich eine Neuinterpretation der neueren deutschen Geschichte und die Bündelung der politisch-gesellschaftlichen Grundüberzeugungen der „Historiker der Bundesrepublik“, in denen sich nicht zuletzt ihre lebensgeschichtlichen Erfahrungen Ausdruck

Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs, Göttingen 2000.

⁹ Siehe Jürgen Kocka, Nach dem Ende des Sonderwegs. Zur Tragfähigkeit eines Konzepts, in: Arnd Bauerkämper/Martin Sabrow/Bern Stöver (Hrsg.), Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-deutsche Beziehungen 1945-1990, Bonn 1998, S. 364-375; Hans Ulrich Wehler, Art. „Sonderwegsdebatte“, in: Michael Behnen (Hrsg.), Lexikon der deutschen Geschichte von 1945-1990. Ereignisse – Institutionen – Personen im geteilten Deutschland, Stuttgart 2002, S. 531-534; Heinrich August Winkler, Der lange Weg nach Westen. Bd. 2: Deutsche Geschichte vom „Dritten Reich“ bis zur Wiedervereinigung. 4. Aufl. München: C. H. Beck 2002, bes. S. 640-657.

verschafften. Die niemals gelösten Kontroversen um die Sonderwegsthese entstanden in jenem Bereich, in dem politische und wissenschaftlichen Argumente vermengt und die Lösung politischer Fragen und Probleme von der Anwendung der richtigen historischen Methode erwartet wurde.

Vor allem zwei Umstände prägten die kritische Sicht des „deutschen Sonderwegs“: Zum einen die persönliche Erfahrung der jüngeren Historikergeneration im „Westen“, in der Regel in den USA, zum anderen deren Kontakt mit emigrierten deutschen Historikern und Sozialwissenschaftlern. Die Vertreter der Historischen Sozialwissenschaft zeichnen sich durch eine grundsätzlich positive Einstellung gegenüber dem „Westen“ und ein positives Amerikabild aus. Damit unterscheiden sie sich deutlich von ihrer Lehrerergeneration, bei der alte „antiwestliche“ Vorbehalte und Ressentiments noch wirksam waren, und die sich nach 1945 allenfalls zu einer Westbindung „aus Vernunftsgründen“ durchringen konnte, keinesfalls jedoch ein emphatisch-positives Amerika- oder Englandbild entwickelte wie ihre Schüler. Diese bewunderten hingegen die Stabilität der angelsächsischen Demokratien, die sich unter ähnlichen Ausgangsbedingungen in der Krise der Zwischenkriegszeit als widerstandsfähig gegenüber Faschismus und Radikalnationalismus erwiesen hatten und einen „Zivilisationsbruch“ wie in Deutschland vermieden hatten.

Begünstigt wurde die positive Sicht des Westens durch die persönlichen Erfahrungen, die die nachwachsenden Historiker in der Bundesrepublik in den USA oder Großbritannien machen konnten. Sie profitierten dabei von großzügigen Stipendien- und Austauschprogrammen, die seit den frühen fünfziger Jahren in der Phase der *reorientation* aufgelegt wurden und einen Aufenthalt an einer amerikanischen oder britischen Universität zu einer

normalen Generationserfahrung machten.¹⁰ Hans-Ulrich Wehler etwa erhielt unmittelbar nach dem Abitur eines der ersten Fulbright-Stipendien und verbrachte das Studienjahr 1952/53 an der Ohio University in Athens/Ohio, wo er „das Kernland Amerikas ganz anders kennenlernte als z. B. in Harvard oder Berkeley“. Im Rückblick zeigte er sich beeindruckt von den „überwiegend junge[n] Professoren“, die während des Weltkriegs als Soldaten in Deutschland gewesen waren, dem Austauschstudenten aus dem ehemaligen Feindland „aber nie etwas anmerken ließen“. Die zwanglosen Umgangsformen der amerikanischen Historiker und die thematische Breite, die sie in der Lehre vertraten, hinterließen einen starken Eindruck und standen in deutlichem Kontrast zu den Erfahrungen, die Wehler nach seiner Rückkehr nach Deutschland an der Universität Bonn machte: „Die Historiker in Bonn aber waren zum Gotterbarmen; vor allem im Vergleich mit ihren amerikanischen Kollegen, die schon Sozial- und Kulturgeschichte betrieben, waren sie stockkonservativ. Der Neuzeitler Braubach lehrte Diplomatiegeschichte in der Art: ‚der König dachte... der Botschafter sagte...‘ – schrecklich.“ Nachdem Wehler bei Theodor Schieder an der Universität Köln promoviert hatte, erhielt er dann „ein sehr gut bezahltes und sogar zeitlich unbefristetes Stipendium“,

¹⁰ Karl-Heinz Füssl, Zwischen Elitenförderung und Erziehungsreform: Deutsch-amerikanische Austauschprogramme, in: Detlef Junker (Hrsg. in Verbindung mit Philipp Gassert, Wilfried Mausbach und David B. Morris), Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges. Ein Handbuch. Bd. 1: 1945-1968, Stuttgart/München 2001, S. 623-633; Mitchel G. Ash, Wissenschaft und Wissenschaftsaustausch, in: ebd., S. 634-645; Hartmut Lehmann, Die „Verwestlichung“ der historischen Wissenschaft, in: Heinz Bude/Bernd Greiner

das der ‚American Council of Learned Societies‘ (ACLS) vergab. Von 1962 bis 1963 verbrachte er eineinhalb Jahre zu Archivrecherchen in den Vereinigten Staaten, die der Vorbereitung einer Habilitationsschrift über den amerikanischen Imperialismus vor 1900 dienten. Obwohl Wehler sich nach seiner Berufung an die Universität Bielefeld im Jahr 1971 von der amerikanischen Geschichte verabschiedete und sich auf die „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“ konzentrierte, hielt er seine Kontakte in die Vereinigten Staaten aufrecht und nahm dort regelmäßig Gastprofessuren wahr, so in Harvard (1972, 1989), Princeton (1976), und Stanford (1983/84).¹¹

Jürgen Kocka wurde ebenfalls von seinen Erfahrungen als Austauschstudent in den USA geprägt. Er verbrachte seinen „ersten langen Auslandsaufenthalt“ 1964/65 an der University of North Carolina in Chapel Hill, wo er den Master in Political Science erlangte: „Seitdem ist Amerika das erste Ausland für mich, was die Beschäftigung als Historiker und auch sonst angeht.“ Als Habilitand profitierte Kocka dann von einem Stipendium des ACLS, das ihn 1969/70 an die Harvard University führte, und seit den siebziger Jahren nahm er mehrfach Gastprofessuren in den USA wahr, unter anderem in Chicago und Princeton.¹²

(Hrsg.), Westbindungen. Amerika in der Bundesrepublik, Hamburg 1999, S. 119-137.

¹¹ Hans-Ulrich Wehler, „Historiker sollen auch politisch zu den Positionen stehen, die sie wissenschaftlich vertreten.“, in: Hohls/Jaraus (Hrsg.), Versäumte Fragen, S. 240-266, hier S. 242 f., 246 f. Hans-Ulrich Wehler, Der Aufstieg des amerikanischen Imperialismus. Studien zur Entwicklung des Imperium Americanum 1865-1900, Göttingen 1974 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 10).

¹² Jürgen Kocka, „Wir sind ein Fach, das nicht nur für sich selber schreibt und forscht, sondern zur Aufklärung und zum Selbstverständnis der eigenen Gesellschaft und

Auch Heinrich August Winkler, der für seine Dissertation über den preußischen Liberalismus im British Museum in London recherchierte sowie 1968 und 1970/71 als German Kennedy Memorial Fellow an der Harvard University verbrachte, oder Hans Mommsen, der in den sechziger Jahren von Felix Gilbert an das Institute for Advanced Study in Princeton eingeladen wurde, machten ähnliche Erfahrungen im „Westen“.¹³

Die „Historiker der Bundesrepublik“ nutzten diese Kontakte in die USA und nach Großbritannien, um ein engmaschiges Netzwerk aufzubauen und die westdeutsche Geschichtswissenschaft in internationale Strukturen und Institutionen einzubinden. Der kontinuierliche Austausch mit amerikanischen Kollegen durch Forschungsaufenthalte, Gastprofessuren und auf internationalen Konferenzen wurde zu einer Selbstverständlichkeit, internationalisierte die bundesdeutsche Geschichtswissenschaft und flankierte die intellektuelle Westbindung ihrer Vertreter. Die deutsche Geschichtswissenschaft konnte so aus der Isolation herausgeführt und in die internationale Forschergemeinde reintegriert werden.¹⁴ Durch die persönlichen Erfahrungen im Westen und die Kontakte zu amerikanischen und britischen Kollegen änderten sich allerdings nur bei wenigen prominenten Historikern ihre Forschungsinteressen: Die meisten von ihnen blieben der thematischen

Kultur beitragen sollte.“, in: Hohls/Jaraus (Hrsg.), *Versäumte Fragen*, S. 383-403, hier S. 384.

¹³ Heinrich August Winkler, „Warum haben wir nicht den Mut gehabt, kritische Fragen zu stellen?“, in: Hohls/Jaraus (Hrsg.), *Versäumte Fragen*, S. 369-382, hier S. 372; Hans Mommsen, „Daraus erklärt sich, daß es niemals zuvor eine derartige Vorherrschaft alter Männer gegeben hat wie in der Zeit von 1945 bis in die 60er Jahre“, in: Hohls/Jaraus (Hrsg.), *Versäumte Fragen*, S. 163-190.

Ausrichtung ihrer Lehrergeneration treu und wurden überwiegend zu Experten der deutschen Geschichte des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts. Kontakte wurden überwiegend zu den „amerikanischen Deutschlandhistorikern“ aufgebaut, „die damals fast alle Felder der neueren und neuesten deutschen Geschichte führend besetzten“.¹⁵ Die Geschichte der klassischen westlichen Nationalstaaten wurde in der Synthese vom deutschen Sonderweg aufgehoben: Sie diente lediglich als Vergleichsfolie für die Bewertung der deutschen Geschichte, bildete aber nur für wenige Vertreter der Historischen Sozialwissenschaft ein eigenständiges Forschungsgebiet.¹⁶

Die Auslandserfahrungen der Sonderwegshistoriker sind ein wichtiger Aspekt ihrer intellektuellen „Westbindung“, reichen aber nicht aus, um den grundsätzlichen Wandel ihres Selbstverständnisses zu erklären. Nicht nur „Sonderwegshistoriker“ profitierten und beförderten die Internationalisierung der deutschen Geschichtswissenschaft, auch deren Kritiker wie etwa Thomas Nipperdey, der wiederholt Fellow des Institute for Advanced Studies in Princeton war, verfügten über gute Kontakte in die Vereinigten Staaten.

¹⁴ Lehmann, „Verwestlichung“.

¹⁵ So Hans Mommsen, „Daraus erklärt sich“, S. 178.

¹⁶ Hans-Ulrich Wehler hatte sein Habilitationsarbeit über den amerikanischen Imperialismus unter dem Einfluß von William Appleman Williams vorbereitet, sie aber zurückgezogen und stattdessen mit dem methodischen Rüstzeug der amerikanischen *progressives* seine Studie über „Bismarck und den Imperialismus“ vorgelegt. Siehe dazu die sich widersprechenden Angaben bei Wehler, „Historiker sollten auch“, S. 246 f., und Lothar Gall, „Aber das sehen sie mir nach, wenn ich die Rollen des Historikers und die des Staatsanwalts auch heute noch als die am stärksten auseinanderligenden betrachte.“ in: Hohls/Jarusch (Hrsg.), *Versäumte Fragen*, S. 308 f.

Inhaltlich wurde die kritische Interpretation des deutschen Sonderwegs daneben entscheidend von emigrierten Historikern beeinflusst. Zwei Einflußrichtungen lassen dabei unterscheiden: Zum einen entdeckten die Sonderwegshistoriker die Schriften der kritischen Außenseiter aus der Weimarer Zeit wieder, die sie neu edierten und der Forschung zugänglich machten. Insbesondere die Schriften des früh verstorbenen Eckardt Kehrs, der sich in seiner von Friedrich Meinecke betreuten Dissertation kritisch mit der Schlachtflottenpolitik im Kaiserreich auseinandergesetzt hatte und gegen das diplomatiegeschichtliche Establishment der Weimarer Zeit die These vom „Primat der Innenpolitik“ vertrat, wurde zu einer Identifikationsfigur für die Sonderwegshistoriker. Hans-Ulrich Wehler gab dessen Schriften neu heraus und nutzte die Einleitung zu einer ersten Skizze des Forschungsprogramms der „Modernen Sozialgeschichte“.¹⁷

Daneben waren es in die USA emigrierte Historiker auf Deutschlandbesuch, die entscheidende Hilfestellung bei der Formulierung der Sonderwegsthese gaben. Zahlenmäßig war der Einfluß von Remigranten auf die westdeutsche Geschichtswissenschaft gering: Es gab „keinen Rückstrom“, der „eine Neuorientierung“ der Geschichtswissenschaft „hätte bewirken können“. Von insgesamt 134 ausgebildeten Historikern, die von den Nationalsozialisten vertrieben wurden, kehrten nur 21 während der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte dauerhaft in die Bundesrepublik zurück, obwohl etwa die

¹⁷ Eckardt Kehr, *Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. und eingeleitet von Hans Ulrich Wehler, Berlin 1965 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission

Universität Köln einen grundsätzlichen Aufruf an die Emigranten zur Rückkehr nach Deutschland ausgegeben hatte. 73 der emigrierten Historiker blieben in den USA, 18 in Großbritannien und 8 in Israel.¹⁸ Der einzige Historiker, der bereits vor 1933 einen Lehrstuhl innegehabt hatte und nach 1945 an die Universität Tübingen zurückkehrte, war Hans Rothfels, der charismatische Lehrer der „Königsberger“ Historikergruppe, zu der auch Werner Conze und Theodor Schieder gehört hatten. Rothfels hatte seiner stramm deutschnationalen Einstellung aus „rassischen“ Gründen sein Ordinariat verloren, sich aber in den USA etablieren können, wo er einen Lehrstuhl an der University of Chicago innehatte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland betrieb er die Einrichtung des Faches „Zeitgeschichte“, verkörperte aber die Kontinuität der – politisch wie methodisch – konservativen Geschichtswissenschaft, ebenso wie etwa Gerhard Ritter.¹⁹

Der Einfluß emigrierter Historiker auf die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft äußerte sich eher indirekt und mit typischer Zeitverzögerung ab den sechziger Jahren. Emigranten wie Hans Rosenberg und

Berlin 19); siehe ders., Eckardt Kehr, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 100-113.

¹⁸ So Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1993, S. 135, 137. Siehe Horst Möller, *Exodus der Kultur. Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler in der Emigration nach 1933*, München 1984; Claus-Dieter Krohn/Patrick von zur Mühlen (Hrsg.), *Rückkehr und Aufbau nach 1945. Deutsche Remigranten im öffentlichen Leben Nachkriegsdeutschlands*, Marburg 1997; Marita Kraus, *Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der remigration nach 1945*, München 2001.

¹⁹ Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft*; Theodor Eschenburg, „Letzten Endes meine ich doch.“ *Erinnerungen 1933-1999*, Berlin 2002, S. 200 f.

Eugen Rosenstock-Huessy nahmen seit den fünfziger Jahren regelmäßig Gastprofessuren an der Freien Universität in Berlin oder der Universität Köln wahr, kehrten zu Forschungsaufenthalten nach Deutschland zurück und beeindruckten die nachwachsende Generation der Sozialhistoriker nachhaltig. Diese emigrierten Historiker verfügten als Verfolgte des NS-Regimes, im Gegensatz zu den meisten bundesdeutschen Historikern, über ein einzigartiges soziales Kapital, das den nachwachsenden Historikern die Möglichkeit zur positiven Identifikation bot. Sie wirkten als moralisch integre als Vorbildfiguren, deren wissenschaftliche Argumente dadurch zusätzliche Überzeugungskraft erhielten.

Eugen Rosenstock-Huessy hatte 1909 in Rechtswissenschaften und 1923 in mittelalterlicher Geschichte promoviert, im selben Jahr erhielt er einen Lehrstuhl für Rechtsgeschichte an der Universität Breslau. 1933 floh er in die USA, wo er zunächst „Kuno Francke Lecturer for German Art and Culture“ an der Harvard University wurde und ab 1935 Professor für Sozialphilosophie am Dartmouth College in New Hampshire. Von seiner Lehrtätigkeit als Gastprofessor in Deutschland in den fünfziger Jahren wurden Heinrich August Winkler und Hans-Ulrich Wehler beeinflusst. Winkler berichtet, daß eine Vorlesung von Rosenstock-Huessy während des Sommersemesters 1957 an der Universität Münster zu seinen „stärksten Eindrücken“ während seines Studiums gehörte. Rosenstock-Huessy erschien ihm als „ein Universalgelehrter, der wahrscheinlich – ähnlich wie Max Weber – fünf Lehrstühle gleichzeitig hätte innehaben können“. Die Lektüre von Rosenstocks vergleichender Studie über „Die europäischen Nationen und der Charakter der Nationen“ zählt

Winkler zu seinen „großen Leseerlebnissen“.²⁰ Hans-Ulrich Wehler verwies auf Rosenstock-Huessy an einer zentralen Stelle der Einleitung zu seinem „Kaiserreich“, als er auf die Bedeutung von „formativen Anfangsperioden in der Geschichte der Individuen und Gruppen“ hinwies: „Über den Ländern bilden sich‘ dann, um es in der Metapher von Eugen Rosenstock-Huessy auszudrücken ‚geistige Klimata‘, die lange Zeit über ihnen ‚stehen bleiben‘.“ Daher sei die Periode der Reichseinigung von außergewöhnlicher Bedeutung für die weitere deutsche Geschichte gewesen.²¹

Besonders ausgeprägt war der Einfluß von Hans Rosenberg auf die kritische Sicht des deutschen Sonderwegs. Rosenberg war von Friedrich Meinecke mit einer ideengeschichtlichen Arbeit über Rudolf Haym promoviert worden und habilitierte sich 1932 an der Universität Köln bei Johannes Ziekursch.²² In seinem „Rückblick auf ein Historikerleben zwischen zwei Kulturen“ aus Anlaß der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Bielefeld erklärte Rosenberg 1977, daß er bereits zu Ende der Weimarer Republik nach Wegen

²⁰ Heinrich August Winkler, „Warum haben wir nicht“, S. 370; Eugen Rosenstock-Huessy, Die europäischen Revolutionen. Volkscharakter und Staatenbildung, Jena 1931, 2. Aufl. unter dem Titel: Die europäischen Revolutionen und der Charakter der Nationen, Stuttgart 1951.

²¹ Wehler, Kaiserreich, S. 14. Noch in der Danksagung zum ersten Band der „Gesellschaftsgeschichte“ erwähnt Wehler Rosenstock-Huessy, „der mir in kritischer Zeit Mut gemacht hat“. Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reichs bis zur defensiven Modernisierung der Reformära, 2. Aufl, München 1989, S. 549.

²² Hans Rosenberg, Die Jugendgeschichte Rudolf Hayms, Phil. Diss. Berlin 1928; ders., Rudolf Haym und die Anfänge des Klassischen Liberalismus, München 1933; ders., Die politischen Denkströmungen im deutschen Vormärz, Göttingen 1972 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 3).

gesucht habe, sich von „der die historische Lebenswirklichkeit vielfach verschleiernden elitär-esoterischen politischen Ideen- und Doktrinengeschichtsschreibung zu distanzieren“. Stattdessen wollte er „kollektive politische Mentalitätswandlungen“ untersuchen und „über das für die große Mehrheit der damaligen Neuhistoriker typische Blickfeld, in dessen wertbetontem Zentrum der Primat der Staatsgewalt stand“ hinaus gelangen.²³ 1933 mußte Rosenberg nach der Aberkennung seiner *venia legendi* aus Deutschland fliehen und emigrierte zunächst nach London, 1935 dann über Kanada und Kuba in die Vereinigten Staaten. Nach einer kurzen Zeit am Illinois College in Jacksonville fand Rosenberg schließlich eine Anstellung am Brooklyn College der City University in New York. 1947 lehnte er den Ruf auf den Lehrstuhl seines ehemaligen Lehrers Johannes Ziekursch ab – den dann Theodor Schieder einnahm –, war aber von 1949/50 regelmäßig als Gastprofessor an der FU Berlin tätig.

Die Vertreter der Historischen Sozialwissenschaft beeindruckte Rosenberg nachhaltig. Am ausgeprägtesten war Rosenbergs Einfluß auf Hans-Ulrich Wehler, der ihn bei seinem Amerikaaufenthalt 1962 in Berkeley kennenlernte, wohin Rosenberg mittlerweile berufen worden war. Wesentliche Elemente und Motive der „Modernen Sozialgeschichte“, wie sie Wehler seit Mitte der sechziger Jahre konzipierte, lassen sich in Rosenbergs Arbeiten finden: die Betonung wirtschaftshistorischer Faktoren im Gegensatz zur Ideen- und

²³ Hans Rosenberg, Rückblick auf ein Historikerleben zwischen zwei Kulturen, in: ders., *Machteliten und Wirtschaftskonjunkturen. Studien zur neueren deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*. Göttingen 1978 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 31), S. 11-23, hier S. 13 f.

Diplomatiegeschichte, die Rosenberg seit den dreißiger Jahren verfolgt hatte und in seinem 1967 erschienenen Buch über „Große Depression und Bismarckzeit“ zusammenfaßte; das Interesse an langfristigen, strukturellen Entwicklungsprozessen, die Rosenberg am Beispiel der preußischen Eliten untersuchte, sowie die Orientierung an sozialwissenschaftlichen Fragestellungen, die mit der Hochschätzung von Autoren wie Max Weber und Otto Hintze einherging. Vor allem aber teilte Rosenberg mit den Sonderwegshistorikern die gleiche Grundfrage, die sein Interesse an der neueren preußischen Geschichte anleitete: „Hinter meinem Buche stand die neuralgische Frage: wie hat es in *säkularer* Sicht zum Durchbruch des Nationalsozialismus überhaupt kommen können?“²⁴

Rosenberg wurde so zum Mentor der Sonderwegsthese. Wehler würdigte Rosenberg in der Festschrift zu dessen siebzigstem Geburtstag als einen Historiker, „der wie wenige andere einer theoretisch klaren und differenzierten, aber zugleich streng an den Problemen der historischen Wirklichkeit orientierten Sozialgeschichte die Bahn gebrochen hat (sic)“. Bereits in seinen frühen Arbeiten sei das Bestreben unverkennbar gewesen, „an wichtige Ursachen für die Verschiedenheit des deutschen und des europäischen Liberalismus sowie für die Entfremdung Deutschlands von der westeuropäischen Entwicklung heranzukommen“. Rosenbergs Buch über die preußischen Eliten stellte „sowohl vom erkenntnisleitenden Interesse als auch

²⁴ Rosenberg, Rückblick, S. 21; ders., *Bureaucracy, Aristocracy, and Autocracy: The Prussian Experience 1660-1815*, Cambridge/Mass. 1958; ders., *Große Depression und Bismarckzeit. Wirtschaftsablauf, Gesellschaft und Politik in Mitteleuropa*. Berlin 1967 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission Berlin 24).

von der Durchführung her einen der wichtigsten Nachkriegsbeiträge zur Diskussion der deutschen Sonderentwicklung mit ihren historischen Belastungen dar“.²⁵ Jürgen Kocka lernte Rosenberg, der „großen Einfluß“ auf ihn ausübte, 1965 in Berkeley kennen, wo dieser ihn wiederum auf Hans-Ulrich Wehler aufmerksam machte. Heinrich August Winkler berichtet, er habe, was sozialgeschichtliche Fragestellungen angehe, sehr viel mehr von Hans Rosenberg als von Conze oder Schieder gelernt.²⁶

Die durchaus heterogene Historikergruppe, die sich um die Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“ sammelte und für die Umwandlung der Geschichtswissenschaft in eine „Historische Sozialwissenschaft“ stritt, richtete sich bewußt und ostentativ an westlichen Vorbildern und Maßstäben aus. Die Sonderwegsthese diente ihr als Medium der Liberalisierung und „Verwestlichung“ der deutschen Nachkriegsgesellschaft: Sie ermöglichte es, sich von den konservativen und nationalen Traditionen, die die Historikerkunft bis in die frühen sechziger Jahre prägte, zu emanzipieren. Der national-

²⁵ Hans-Ulrich Wehler, Vorwort, in: ders. (Hrsg.), Sozialgeschichte Heute. Festschrift für Hans Rosenberg zum 70. Geburtstag, Göttingen 1974 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 11), S. 9-21, hier S. 10, 16 f. Wehlers Laudatio und Rosenbergs autobiographischem Rückblick unterscheiden sich inhaltlich nur in einem Punkt, der Wehlers positive Sicht auf die USA verdeutlicht: Rosenberg (S. 15) machte auf den antisemitischen Konsens an amerikanischen Universitäten in den dreißiger Jahren aufmerksam, durch den – mit Ausnahme von New York City – für „Immigranten jüdischer oder halbjudischer Abstammung“ eine „überaus selten übersteigbare Barriere“ errichtet worden sei. Wehler (S. 14) dagegen betonte die „Leistung, wie schnell und grundlegend die amerikanischen Hochschulen sich in dieser Hinsicht seither gewandelt haben“, was im Gegensatz zu Deutschland „ein Ruhmesblatt“ der amerikanischen Universitäten darstelle.

²⁶ Kocka, „Wir sind ein Fach“, S. 389; Winkler, „Warum haben wir nicht“, S. 376.

konservative Fokus, der die deutsche Geschichtswissenschaft bis Mitte der sechziger Jahre bestimmte, wurde durch eine bewußte Orientierung an den „westlichen Demokratien“ (Ernst Fraenkel) ersetzt, die „disziplinäre Matrix“ der Geschichtswissenschaft wurde durch die Öffnung gegenüber den Sozialwissenschaften verändert. Damit trugen die Vertreter der Sozialgeschichte ihren Teil zu dem grundlegenden gesellschaftlichen Wandel bei, der die Bundesrepublik seit Beginn der sechziger Jahre – zwischen von *reeducation* und Studentenbewegung – kennzeichnete.²⁷ Vor allem ersetzten sie antiwestliche Ressentiments und eine typisch herablassende Haltung gegenüber dem materialistischen Emporkömmling Amerika, die bis in die fünfziger Jahre die „Gebildeten“ in Deutschland geprägt hatten, durch eine positive, bewundernde Sicht auf die Errungenschaften, insbesondere die politische und wirtschaftliche Stabilität und Leistungsfähigkeit des „Westens“. Die Vertreter der Sonderwegsthese waren keine „Historiker der Alliierten“, keine unkritischen Amerikaschwärmer, entwickelten aber ein Bild vom „Westen“, das mehr dem idealisierten Eigenbild der Amerikaner entsprach als den gesellschaftlichen Gegebenheiten in den USA der fünfziger und sechziger Jahre.

Die „Verwestlichung“ der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft fand auf verschlungenen Pfaden statt: Bei der Ausbildung des positiven Bildes vom „Westen“, das der kritischen Sicht des deutschen „Sonderwegs“ zugrundelag, leisteten emigrierte Historiker aus den USA entscheidende Hilfestellung. Hans

²⁷ Siehe Ulrich Herbert (Hrsg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945-1980, Göttingen 2002 (Moderne Zeit 1); Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl Christian Lamers (Hrsg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000.

Rosenberg oder Eugen Rosenstock-Huussy machten ihre jüngeren deutschen Kollegen und Schüler mit verschütteten deutschen Traditionen einer kritischen Geschichtswissenschaft vertraut und fungierten so als Verbindungsscharnier zwischen „alter“ und „neuer“ Sonderwegsthese. Ähnlich verlief die Rezeption der Schriften von Max Weber, die in einer „parsonisierten“ Form gelesen und zur theoretischen Allzweckwaffe der Sozialhistoriker wurden. So wurde, im Umweg über die Vereinigten Staaten, ein Wiederanknüpfen an Positionen möglich, die in der Weimarer Republik vorhanden, aber hoffnungslos unterlegen gewesen waren und nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten vollständig unterdrückt wurden. Hans Rosenberg etwa betonte in der Rückschau die Kontinuität seiner wissenschaftlichen Positionen: „Weder in meiner Arbeitsrichtung noch in meiner liberaldemokratischen Grundeinstellung hat das Leben in der neuen Welt für mich einen Kontinuitätsbruch zur Folge gehabt.“²⁸ Eine Übernahme „amerikanischen“ Ideenguts fand also nur bedingt statt. In diesem Sinne ist die „intellektuelle Westbindung“, die die Generation der Historischen Sozialwissenschaft mit der Sonderwegsthese vorantrieb, eine typisch bundesdeutsche Erscheinung: Sie war nur in einem Land möglich, das sich über seine Zugehörigkeit zum „Westen“ nicht sicher war und in dem die „Westbindung“ eine politische Option, nicht aber eine Grundtatsache darstellte. Die eigentümliche politische Konnotation des Projekts der Modernen Sozialgeschichte, die in dieser Weise in Frankreich,

²⁸ Rosenberg, Rückblick, S. 18.

Großbritannien und den USA nicht vorhanden ist, erklärt sich zum Teil aus dieser Konstellation.²⁹

Die Vermengung von politischen und methodisch-theoretischen historischen Argumenten in der Sonderwegsthese führte in eine paradoxe Situation. Einerseits bekämpften die Vertreter der Historischen Sozialwissenschaft den deutschen „Sonderweg“ als fatale Verirrung der deutschen Geschichte, dessen Überwindung seit 1945 sie als wesentliche Errungenschaft der Bundesrepublik nicht zuletzt ihrer eigenen Generation von liberal-aufgeklärten, westlich orientierten Intellektuellen anrechneten.³⁰ Andererseits halten die Historiker der Bundesrepublik vehement und entgegen allen kritischen Einwänden an der Sonderwegsthese als wissenschaftlichem Konzept zur Erklärung der deutschen Geschichte bis zum Aufstieg des Nationalsozialismus fest. Hans-Ulrich Wehler etwa läßt keinen Zweifel an der „Doppelnatur“ der „Sonderwegsdebatte“ als zugleich wissenschaftlicher und politischer Diskussion, die in die „konstitutiven Grundlagen der Bundesrepublik eingesenkt“ sei. „Bis heute“ habe sich aber „eine mittlerweile sorgfältig differenzierte Variante der ‚Sonderweg‘- Interpretation“ wissenschaftlich behauptet, die „1933 und die Folgen“ am überzeugendsten erklären könne.³¹ Auch Heinrich August Winkler verteidigt die Realität des „Sonderwegs“: „Deutschlands Weg nach Westen war lang und auf weiten Strecken ein Sonderweg. Und wenn auch alle Geschichte eine Geschichte

²⁹ Thomas Welskopp sieht deshalb in der Ausbildung der Sonderwegsthese selbst einen deutschen „Sonderweg“. Siehe ders., *Westbindung*, S. 191.

³⁰ Siehe etwa Winklers Darstellung seiner eigenen Rolle in Debatten der achtziger Jahre, Winkler, *Weg nach Westen*, Bd. 2, S. 415, 437, 445.

³¹ Wehler, Art. „Sonderwegsdebatte“, S. 531 f., ähnlich Kocka, *Nach dem Ende*.

von Sonderwegen ist, so gibt es doch einige, die noch besonderer sind als die anderen.“³².

In dieser Art verteidigen nur mehr die „Historiker der Bundesrepublik“, die ursprünglichen Protagonisten der Historischen Sozialwissenschaft, die Sonderwegsthese, die dadurch noch deutlicher als Projekt einer spezifischen Generation hervortritt. Für ihre eigenen Schüler, die von der Öffnung der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft profitierten und die materiellen und intellektuellen Rahmenbedingungen, die ihre Lehrer aufbauten, als Gegebenheit vorfanden und als selbstverständlich erfuhren, hat die Sonderwegsthese ihre „paradigmatische“ Kraft eingebüßt. Sie wirkt nicht mehr als gruppenbildendes Bindeglied über verschiedene Interessen hinweg, sondern wird zunehmend selbst historisiert oder als Kontrastfolie zur eigenen wissenschaftlichen Profilierung herangezogen.³³ Die Kontoverse um den „deutschen Sonderweg“ zeigt dabei nicht zuletzt, daß auch der „Marktplatz der Ideen“ nicht ausschließlich nach rationalen Kategorien organisiert ist, sondern von Zufällen, subjektiven Vorlieben und historischen Konstellationen abhängt.

³² Winkler, Weg nach Westen, Bd. 2, S. 657. Winkler sieht das entscheidende Merkmal des deutschen Sonderwegs nun im „Reichsmythos“, der 1945 zusammengebrochen sei; der deutsche Sonderweg sei erst 1990 mit der Vereinigung der deutschen Staaten an sein Ende gekommen.

³³ Siehe etwa Welskopp, Westbindung, ders., Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft, in GG 24 (1998), S. 173-198; Paul Nolte, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München 2000.